

Prof. Dr. Meinhard Miegel

Gibt es eine Europäische Identität?

**Vortrag anlässlich des Europa-Abends
des AGA Unternehmensverbandes
am 11. Dezember 2001 in Hamburg**

In genau drei Wochen wird das Bisschen, was von zwölf traditionsreichen Währungen, von französischen Francs, italienischen Lire, spanischen Peseten oder deutscher Mark geblieben ist, die Scheine und Münzen, geschreddert, kompostiert und eingeschmolzen werden und werden 293 Millionen Menschen ein neues Zahlungsmittel in den Händen halten: den Euro. Von einigen, von Italienern, Griechen oder Spaniern wird dieses Ereignis enthusiastisch begrüßt. Andere, allen voran die Deutschen, sehen ihm hingegen mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Gründe für diese Unterschiede sind einsichtig. Alle, die bislang weiche, das heißt von ständigem Geldwertschwund bedrohte Währungen ihr eigen nannten, erhoffen sich vom Euro künftig mehr Stabilität. Umgekehrt fürchten die Bürger von Hartwährungsändern, an ihrer Spitze wiederum die Deutschen, mit der Währungsumstellung Weichgeld auf ihre Konten und in ihre Portemonnaies gespült zu bekommen. Zwar hat diese Furcht seit Einführung des Euro als Buchgeld vor nunmehr fast drei Jahren keine Nahrung erhalten. Der Euro hat die Stabilitätstradition der deutschen Mark nicht nur ungebrochen fortgesetzt, sondern die der Mark phasenweise sogar noch übertroffen. Andere Euroländer hatten geringere Geldentwertungsraten als wir. Dennoch wird die Skepsis der Deutschen und einiger anderer vom Weltkapitalmarkt geteilt. Dieser ist bereit, das britische Pfund, den Schweizer Franken oder den US-Dollar erheblich überzubewerten, nur um dem Euro weiträumig ausweichen zu können.

Damit sind wir mitten im Thema der Frage nach der europäischen Identität. Denn was die Euroskeptiker in Deutschland, der Europäischen Union und der Welt umtreibt ist eben das: Können wir der neuen Währung trauen, können wir ihr vertrauen? Können wir uns darauf verlassen, dass alle die Fremden, jene Portugiesen, Iren oder Finnen uns Deutschen oder Niederländern oder Franzosen für dieses Stückchen bunte Papier, für das wir so hart gearbeitet haben, einen entsprechenden Gegenwert erbringen? Viele bezweifeln das ganz offensichtlich.

Eine Währung mit Menschen zu teilen, die man nicht oder allenfalls oberflächlich kennt, ist ja auch nicht einfach. Moderne Zahlungsmittel gründen eben auf Vertrauen und nochmals Vertrauen. Wie aber soll der Mensch jemandem vertrauen, den er nicht kennt?

Das ging unseren Ur-Urgroßeltern im Deutschland des frühen 19. Jahrhunderts auch nicht anders. Noch bei der Reichseinigung 1871 durften einige deutsche Staaten, unter ihnen Sachsen, ihre eigenen Währungen zunächst behalten, weil sie erst einmal erproben wollten und sollten, wie verlässlich die ihnen fremden Württemberger, Hessen oder gar Preussen sind. Die damalige Einheitswährung für das deutsche Reich war alles andere als ein Selbstläufer. Sie musste um ihre Akzeptanz hart ringen. Die Deutschen mussten erst lernen, dass sie nicht nur Holsteiner, Hannoveraner oder Bayern, sondern auch Deutsche waren - eine deutsche Identität hatten.

Diese Identitätsfindung der Völker Europas, die schliesslich in die Bildung der europäischen Nationalstaaten einmündete, wurde aus vielen Quellen gespeist: aus Sagen, Mythen und Legenden, aber auch aus Handfesterem: aus Geschichte, Schicksal, Kunst, Kultur, Sprache, Wirtschaft, Territorium und einigem mehr. Dabei variierte die Mischung dieser Ingredienzien von Volk zu Volk und von Nation zu Nation. Aber war die Mischung erst einmal gut durchgeknetet und so dann gebacken glaubten alle: Wir gehören zusammen, wir können einander vertrauen, wir sind Deutsche oder Franzosen oder Briten. Das ging so weit, dass man bedenkenlos loszog, um dem Franzmann oder dem Tommi und natürlich auch umgekehrt über den Schädel zu schlagen. Die Zeit vom frühen 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ist eine Epoche des wilden, wüsten, blutigen und perversen Aufeinanderprallens völkischer - ich benutze diesen Begriff ganz bewusst - nationalstaatlicher Identitäten. Doch wie immer diese Zeit zu bewerten ist: Gegen Ende wusste jeder, wo er hingehörte. Messerscharfe Grenzen trennten Russen von Polen, Polen von Deutschen, Deutsche von Franzosen usw.

Doch je schärfer die Völker gegeneinander abgegrenzt wurden, desto virulenter wurde die europäische Idee. Auch wenn sich Geschichte nicht wiederholt: In gewisser Weise ähnelte das Europa des 20. Jahrhunderts dem Deutschland des 19. Jahrhunderts. Hinter wohlgeordneten und nicht selten schwer passierbaren Grenzen keimte das Gemeinsame, das mit jeder Trennungssorgie, wie dem Ersten oder dem Zweiten Weltkrieg, nur immer kräftiger wuchs. So konstatierte noch

unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs der spanische Philosoph Ortega y Gasset: Vier Fünftel in uns sind europäisch und allenfalls der Rest ist national.

Schon damals versuchte die europäische Bewegung auf der Suche nach der europäischen Identität Fahrt aufzunehmen. Sie sollte schrecklich scheitern. Aber sie ging nicht unter. Eine Generation später waren es alte Männer, die an sie anknüpften, Männer, die schon in ihrer Jugend europabegeistert gewesen waren. Zunächst trieben sie ihre Ideale im Westen voran, vierzig Jahre später war ganz Europa von ihnen erfasst. Jetzt wollen alle Europäer sein. Wollen sie wirklich? Ist die europäische Identität hergestellt, so wie im 19. Jahrhundert nationalstaatliche Identitäten hergestellt worden sind?

Aus einiger Entfernung betrachtet mag das so scheinen. Aus amerikanischer, asiatischer oder afrikanischer Sicht nehmen sich Europa und seine Einwohner als recht gut identifizierbar aus. Alle Welt weiß, wovon die Rede ist, wenn die Sprache auf europäische Musik oder Literatur kommt. Ach ja, Beethoven und Mozart, Tschaikowsky und Verdi, Bizet und Purcell, auch Shakespeare und Goethe, Dante und Tolstoi sind keine Unbekannten und alle zusammen sind sie typisch europäisch. Nichts anderes gilt für die Architektur: Romanik, Gothik, Renaissance, Barock und auch moderne Baustile. Man sieht ihnen das Europäische förmlich an. Deshalb war es eine gute Entscheidung, den Euro mit Architektur zu zieren. Zwar sind die Abbildungen allesamt Phantasieprodukte eines österreichischen Künstlers, aber sie stellen unverkennbar Europäisches dar. Kein Mensch dürfte auf die Idee kommen, mit dem Euro chinesisches, zentralafrikanisches oder auch nur australisches Geld in den Händen zu halten. Nein, der Euro ist europäisches Geld.

Aus einiger Entfernung betrachtet gibt es also durchaus eine europäische Identität. Das sah auch der frühere europäische Kommissar und Schwiegersohn Winston Churchills, Christopher Soames, so, als er bemerkte: "In Großbritannien bin ich Engländer, in Brüssel bin ich Brite. Aber sie sollten mich einmal sehen, wenn ich in Kuala Lumpur oder Nairobi bin. Da schwenke ich nur noch meinen europäischen Hut." Das geht offensichtlich. In der Garderobe eines jeden von uns findet sich auch ein europäisches Gewand. Nur muss man manchmal nach ihm suchen.

Trotzdem ist damit die Frage nach der europäischen Identität noch nicht beantwortet. Das ist auch nicht einfach. Die Schwierigkeiten beginnen bereits bei der Geographie. Wo liegt Europa? Der Blick auf den Globus ist verwirrend. Da

ist diese riesige asiatische Landmasse, die sich ungebrochen über Tausende von Kilometern erstreckt. Und an sie angeklebt, aufgeschoben, abgerissen ist eine Vielzahl von Landsplittern und -splitterchen, die als Inseln und Halbinseln in Erscheinung treten: Island und die britischen Inseln, die skandinavische, iberische, appeninische und Balkanhalbinsel, aber recht betrachtet auch die westeuropäische Halbinsel, die sich geologisch von der Atlantikküste bis zur Elbe erstreckt. Doch Europa geht weiter. Jenseits der Elbe setzt es sich fort und verschwimmt - gut 3.000 Kilometer weiter - in einer Hügellandschaft und an einem Fluss, die beide den Namen "Ural" tragen.

Ich sagte, "verschwimmt". Denn dass Europa im Westen Islands und am Ural endet, wird wohl niemand ernsthaft behaupten. Gen Osten marschierten die Europäer so lange, bis sie am Pazifik standen und gen Westen taten sie das gleiche. Europa umspannt heute die ganze nördliche Hemisphäre, von den Aleuten bis zu den Aleuten, jener Inselkette im Nordpazifik. Aber auch hier endet Europa nicht. So lädt der spanische König gelegentlich zum Treffen der Iberer ein und alle Völker Mittel- und Südamerikas folgen dieser Einladung. Die Königin Britanniens tut ähnliches und wieder kommen Abgesandte von 1,5 Milliarden Menschen.

Diese Dimension Europas darf nicht aus dem Blick geraten, wenn seine Identität zur Sprache kommt. Wer sich nicht gerade aufmacht, einen bislang unentdeckten Stamm aufzuspüren, bleibt im Bannkreis Europas. Im tiefsten Dschungel oder den Höhen des Himalaja - überall wird er auf mehr oder minder modifizierte europäische Zivilisations-, Kultur- und Sprachmuster treffen, wird man ihm wahrscheinlich nach europäischem Brauch die Hand reichen und nicht selten sich europäisch kleiden. Es stimmt schon: Europa ist überall und das unterscheidet dieses Gebilde (von einem Kontinent kann eigentlich gar nicht gesprochen werden) von jedem anderen Landstrich. China endet, Indien endet, Schwarzafrika endet. Europa geht immer weiter. Das macht dieses Gebilde reich und vielgestaltig, aber auch zerbrechlich. Irgendwie sind die Europäer neben aller Heimatverbundenheit heimatlose Gesellen mit einem Drang zur Allgegenwart. Deshalb fällt schon die Beantwortung der Frage schwer, wer ein Europäer ist. Um wieviel schwerer fällt die Antwort auf die Frage nach seiner Identität.

Da sind sie, die Europäer: die Romanen und Germanen, die Slawen und Kelten, die Griechen und Albaner, die Letten und Litauer, die Finno-Ugrier und Basken und einige andere mehr: Stammvölker, Restvölker, Volksgruppen. Da sprechen sie ihre 60 verschiedenen Sprachen, pflegen sie ihre Tausende von re-

gionalen Bräuchen, haben sie sich in Dutzenden von Staaten organisiert (und ständig werden es mehr) und doch wissen sie, wenn sie in Kuala Lumpur oder Nairobi sind: Wir sind Europäer.

Was ist das Band, das sie verbindet? Was lässt sie 732 bei Tours gegen die Araber, 1241 in Liegnitz gegen die Mongolen oder 1389 auf dem Amsfeld gegen die Türken zusammenstehen? Die Antwort hierauf ist komplex. Aber ein wesentliches Element dürfte ihre Religion oder ersatzweise eine Ideologie oder zumindest eine Idee sein bzw. gewesen sein. Nicht nur die Deutschen, auch die übrigen Europäer, mussten nur an etwas glauben, schon standen sie zusammen oder gingen sich an die Gurgel. Transzendentes war ihnen immer wichtig. Das scheint ihr griechisches Erbe zu sein, das in der Neuzeit von niemandem so verinnerlicht worden ist wie von uns Deutschen.

Andere schlugen sich um Land und Frauen, Ruhm und Macht. Hierum schlugen sich die Europäer auch. Aber sie schlugen sich auch und gerne um irgendeiner Wahrheit wegen. Stets hatten sie eine Lehre im Kopf: das Christentum oder den Atheismus, den Kapitalismus oder den Sozialismus und kein Opfer war ihnen zu groß, um ihrer jeweiligen Lehre zum Sieg zu verhelfen. Das motivierte sie und trieb sie an. In alle Welt zu gehen und alle Völker zu lehren - dieser neutestamentarische Aufruf war für sie nicht nur ein hehres Anliegen, sondern unmittelbare Handlungsanweisung. Darum landeten Europäer an indischen und chinesischen Gestaden und nicht umgekehrt Inder und Chinesen an europäischen, obwohl das durchaus möglich gewesen wäre.

Wahrheiten, oder was dafür gehalten wurde, waren den Europäern stets besonders wichtig. Dabei schonten sie nichts und niemanden. Um irgendeiner Wahrheit wegen ging schon 1054 ein Eiserner Vorhang über Europa nieder und spaltete diesen Kontinent jahrhundertlang in Orthodoxe und Lateiner. Erst in unseren Tagen tauschten der römische Papst und die Patriarchen von Konstantinopel und Moskau wieder Bruderküsse aus - fast ein Jahrtausend später. Weitere Schismen folgten. Aber keines war so unerbittlich und unmenschlich wie das Schisma des 20. Jahrhunderts: der Ideologienstreit zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Auch dieses Schisma dürfte mittlerweile überwunden sein, obgleich ein Jahrzehnt zu kurz ist, um hierzu Abschliessendes sagen zu können. Doch unterstellt, dass dem so ist, dann drängt jetzt die Überwindung der Folgen dieses jüngsten Schismas und zugleich die Frage, wie Europa künftig von ähnlichen Spaltungen bewahrt werden kann.

Beides, die Überwindung der Folgen des jüngsten Schismas und die Vermeidung eines nächsten setzt die Klärung einiger Sachverhalte voraus - objektiver wie subjektiver. Sie beginnen bei der Geographie. Das westliche Europa, das sich etwa bis zum 25. Längengrad erstreckt, also grob bis zur polnisch-ukrainischen Grenze, umfasst etwa 45 Prozent der Landmasse. Es setzt sich im wesentlichen aus Inseln und Halbinseln zusammen und hat infolgedessen Tausende von Kilometern Küstenlinie. Nirgends ist es weit zum offenen Meer. Topographisch ist es stark gegliedert. Dadurch entsteht eine gewisse Kleinräumigkeit. Das Klima ist mild gemäßigt. Ganz anders das östliche Europa. Es besteht aus einer weitgehend geschlossenen Landmasse und ist topographisch nur wenig strukturiert. Sein Klima ist kontinental und das heißt harsch. Die geographischen, topographischen und klimatischen Ausgangsbedingungen sind folglich für West- und Osteuropa sehr unterschiedlich. Die Westeuropäer hatten von Anfang an das bessere Los gezogen. Sie mussten sich einfach gut entwickeln. Und sie entwickelten sich gut.

Im Westen leben zwei Drittel, im Osten ein Drittel der Bevölkerung. Damit ist der Westen annähernd 2 1/2 mal so dicht besiedelt wie der Osten. Im Westen werden 85, im Osten 15 Prozent des europäischen Bruttosozialproduktes erwirtschaftet. Das bedeutet, dass die Güter- und Dienstleistungsmenge im Westen pro Kopf der Bevölkerung rund dreimal so hoch ist wie im Osten. Und das ist eine für den Osten besonders vorteilhafte Berechnung. Es gibt Zahlenwerke, die gehen von einem Pro-Kopf-Gefälle des Bruttosozialproduktes von 1 zu 5 bis 1 zu 7 aus. Auffällig hieran ist, dass ein derartiges Gefälle auch schon von 100 Jahren bestand, als das Deutsche Reich noch an das zaristische Rußland grenzte.

Freilich sind diese Unterschiede in Bevölkerungsdichte und Wirtschaftskraft nicht nur auf die objektiv unterschiedlichen Lebensbedingungen in West- und Osteuropa zurückzuführen. Wesentlich beigetragen haben auch unterschiedliche Sicht- und Verhaltensweisen, obgleich natürlich auch sie wiederum teilweise auf objektive Gegebenheiten zurückzuführen sind. Der Westen trat bereits vor 2000 Jahren aktiv in die Geschichte ein, der Osten erst 1000 Jahre später. Im Westen beginnt die Staatenbildung vor 1000, im Osten vor 500 Jahren. Der Westen entwickelte und verinnerlichte eine besonders offensive, missionarische, kämpferische Art des Christentums - den römischen Katholizismus und später den Protestantismus. In dieser Religion werden Leistung und Tüchtigkeit belohnt. Der Tüchtigste wird befördert. Er wird Bischof oder Abt. Der Osten entwickelte und verinnerlichte ein Christentum, das sich von der Welt abzuwenden versuchte.

Frömmigkeit zielte auf Selbstversenkung. Gleichnishaft gesprochen wird der Tüchtigste nicht Abt, sondern Einsiedler.

Diese Unterschiede trugen wesentlich dazu bei, dass West und Ost sich schon vor 1000 Jahren voneinander abwandten und getrennte Wege gingen. Im Westen wurde das gemeinsame philosophische Fundament der Europäer, die griechische Philosophie, weiterentwickelt über Scholastik und Aufklärung. Am Ende dieser Entwicklung steht der Triumph der Rationalität. Aristoteles obsiegt über Platon. Der Tod des Menschen wird als das größte denkbare Übel angesehen - so der britische Empiriker Hobbes - und der Sinn des menschlichen Lebens soll das menschliche Leben selbst sein - so sein Landsmann und Zeitgenosse Locke. Im Osten wird demgegenüber der Faden Platons weitergesponnen. Das fördert Spiritualismus und Meditation. Der Rationalität des Westens wird bewusst das Bekenntnis zur Irrationalität entgegengesetzt. Und ebenfalls im Gegensatz zum Westen hat das menschliche Leben nur relativen Wert.

Diese holzschnittartig skizzierten religiös-philosophischen Ausrichtungen finden ihren Niederschlag in der politischen und wirtschaftlichen Ordnung. Im Westen dominieren Maximen der Individualität, der Dezentralisation und schliesslich der Demokratie; im Osten solche der Gemeinschaft, der Zentralisation und des Absolutismus. In der Wirtschaft strebt der Westen mit allen Fasern nach der Mehrung materiellen Wohlstands. Seine Werte sind - in der Begriffswelt des Sozialphilosophen Fromm - Habenswerte. Privates Eigentum hat seit der Zeit der Römer einen hohen Rang. Das alles ist auch dem Osten nicht fremd. Aber seit mehr als 200 Jahren schwelt hier ein Konflikt zwischen sogenannten Westlern und Orthodoxen, der zu einem Gutteil darauf beruht, dass letztere Seinswerte - wiederum in der Begriffswelt Fromms - höher als Habenswerte schätzen. Privates Eigentum beispielsweise spielt für sie keine so herausragende Rolle wie im Westen.

In diesem unterschiedlichen geschichtlichen und geistesgeschichtlichen Umfeld versuchten die Europäer *die* zentrale Frage des 19. Jahrhunderts zu beantworten. Sie lautete und sie lautet bis heute: Welche Ordnung ist wirtschaftlich effizienter? Oder in den Worten des mittlerweile in der Geschichte verdämmern- den Wladimir Iljitsch Lenin: Welche Ordnung erlaubt höhere wirtschaftliche Wachstumsraten, die schnellere Verwirklichung technischen Fortschritts und die störungsfreiere Nutzung der Produktivkräfte? Ein westlicher Manager hätte nicht

anders gefragt. Die Fragen *waren* in West- und Osteuropa und sie *sind* heute weltweit gleich.

Nur bei der Beantwortung der Fragen zerfleischten sich die Europäer drei Generationen lang. Für den Westen war und ist die effizientere Ordnung diejenige, in der das Individuum von Beschränkungen möglichst frei, eigenverantwortlich und abgesichert durch privates Eigentum, handeln kann. Diese Sichtweise wurde ideologisch überwölbt durch den Kapitalismus. In den Traditionen des Ostens war die effizientere Ordnung diejenige, in der das Kollektiv fest zusammensteht, einer möglichst des anderen Last trägt und allen alles gehört - eben Kommunismus.

Der heutige Stand dieses Konfliktes ist bekannt. Offenbar hat der Westen die Natur des Menschen besser erfasst und instinktsicherer für politische und wirtschaftliche Ziele eingesetzt. Der Osten versucht, das nun zu übernehmen, und offen klagen die Orthodoxen Rußlands, die Westler hätten das Ruder an sich gerissen. Aber, so fügen sie unterschwellig drohend hinzu, dass das ja nicht so bleiben müsse. Wie ernst diese Einlassung ist, soll hier dahingestellt bleiben. Doch sollte niemand behaupten, er kenne den Ausgang des jüngsten Schismas. Dazu ist die Vergangenheit noch zu jung und die Zukunft zu ungewiss. Der Osten Europas - und ich wiederhole, ich rede hier vom Raum östlich des 25. Längengrades - tastet sich vorerst mit unsicheren Schritten voran und es ist schwer vorherzusagen, wann er wo ankommen wird. Nur so viel scheint wahrscheinlich: Demokratie und Marktwirtschaft, wie sie sich seit der Mitte des 19. Jahrhundert im Westen Europas und über Nordamerika hinweg bis zu den Aleuten entwickelt haben, werden im Osten Europas umgeprägt werden und zwar wiederum durch den Prägestempel der dortigen objektiven und subjektiven Lebensbedingungen, der dortigen geschichtlichen, kulturellen und religiösen Erfahrungen. Wie diese Umprägung aussehen wird, bleibt abzuwarten. Vermutlich wird jedoch das individualistische, personale Element, das im Westen so sorgfältig entfaltet und gepflegt wurde, relativiert werden.

Könnte das der Keim für das nächste Schisma sein, das die Europäer eint und zugleich spaltet? Auszuschließen ist das nicht. In ein, zwei Generationen könnten die Europäer darüber streiten, was das richtige Verhältnis von Individuum, Gruppen, Gesellschaft und Staat ist. Und man kann wahrlich nicht sagen, dass darüber ein Streit nicht lohne. Die Europäer sind sich schon um geringerer Dinge willen in die Haare geraten. Trotzdem halte ich eine solche Entwicklung für recht

unwahrscheinlich. Und zwar nicht, weil das westliche Modell von Wirtschaft und Gesellschaft über jeden Zweifel erhaben sei. Der Grund für meine Einschätzung ist viel prosaischer: Die Europäer sind alt und auch ein wenig müde geworden.

Vor 100 Jahren waren sie im Durchschnitt 23 Jahre alt. 4 Prozent der Bevölkerung waren jünger als ein Jahr. Ein Drittel hatte noch nicht einmal das 16. Lebensjahr erreicht. Wie andere Kontinente war auch dies ein Kontinent der aus heutiger Sicht von Kindern und Jugendlichen bevölkert war. Er war noch jugendlicher als beispielsweise Brasilien heute. Diese Jugendlichen waren abenteuer-, rauf- und zumindest bis zum Ersten Weltkrieg auch kriegslustig. Erst die Schrecken der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben diese Lust erstickt.

Zugleich hatten die Europäer auch quantitativ ein enormes Gewicht. Sie stellten ein Viertel der Weltbevölkerung und zwar das mit weitem Abstand wirtschaftlich und kulturell produktivste. Produktiv sind sie immer noch, aber führend sind sie nicht mehr. Ihre Cousins und Cousinen in Übersee und teilweise auch die Japaner haben die Stafette übernommen. Darüber hinaus stellen sie mittlerweile nur noch ein knappes Achtel der Weltbevölkerung, in 40 Jahren wird es - trotz ständiger Zuwanderungen - allenfalls noch ein Zwölftel sein.

Und dieses eine Zwölftel wird annähernd zur Hälfte das 50. Lebensjahr überschritten haben. Der Anteil der über 60-Jährigen wird bei 35 bis 40 Prozent und der Anteil der über 80-Jährigen bei rund 10 Prozent liegen. Die Mehrheit der Europäer wird vom Atlantik bis zum Ural altenorientierte Sicht- und Verhaltensweisen pflegen. Zu kühnen Experimenten, von Abenteuern ganz zu schweigen, wird den wenigsten der Sinn stehen. Die meisten werden ihre Ruhe haben wollen und alle haben ein großes Bedürfnis an Sicherheit, sowohl im Inneren als auch nach außen.

Das dürfte die Europäer in einer neuen unerwarteten Weise zusammenführen und vielleicht sogar eines Tages zusammenschweißen. Europa, so werden die beseelten Verfechter des europäischen Gedankens nicht müde zu verkünden, sei eine Schicksalsgemeinschaft. Sie begründen ihre Kunde mit dem Hinweis auf eine gemeinsame Friedenssicherung, die Erhaltung der Umwelt und die Gewährleistung eines Lebens in Würde. Das alles ist wichtig und richtig. Binnen einer Generation wird diese Schicksalsgemeinschaft aber eine noch weitaus existenzellere Bedeutung haben. Die Osteuropäer, namentlich die Russen, könnten sich einem außereuropäischen Druck ausgesetzt sehen, dem sie nur mit massiver Hilfe des Westens standhalten können. Ich will hier keine Schreckensszenarien

an die Wand malen. Aber ich möchte bewusst machen, was es heißt, in einer zahlenmäßig zügig abnehmenden und stark alternden europäischen Bevölkerung zu leben. Zu unterstellen, dass bei solchen Veränderungen alle übrigen Rahmen-daten unverändert bleiben, ist nicht sehr wirklichkeitsnah.

Europa ist aber nicht nur eine Schicksals- es ist auch zunehmend eine Wirtschafts-, Sozial- und Kultur-, oder kurz eine Lebensgemeinschaft. Hier im Westen ist diese Einsicht über zwei Generationen langsam reifer, allerdings noch keineswegs reif geworden. Am weitesten ist der Erkenntnisprozess im Bereich der Wirtschaft vorangeschritten. In der Europäischen Union gibt es keine Volkswirtschaft mehr, die ohne nachbarschaftliche Verflechtungen auskäme. Vom Ziel wirtschaftlicher Autarkie, das bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts von allen größeren europäischen Staaten verfolgt wurde, haben wir längst Abschied genommen.

Das gilt nicht für den Bereich des Sozialen. Die Sozialcharta der Europäischen Union ist nicht viel mehr als eine vage Absichtserklärung, die erst noch mit Leben erfüllt werden müsste, um die Europäer enger zusammenzuführen. Hiervor schrecken die Starken zurück. Denn sozial liegt in der Nachbarschaft von solidarisch und solidarisch bedeutet teilen. Doch wenn es zum Teilen kommt, lässt jeder gerne dem anderen den Vortritt. Das ist schon zwischen Bayern und Berlinern und zwischen Westfalen und Sachsen so. Um wieviel schwerer fällt das Teilen zwischen Schweden und Italienern und eines Tages zwischen Deutschen und Ukrainern. Die wenigsten machen sich eine Vorstellung von dem, was uns da ins Haus steht. Eine einzige Zahl mag zur Illustration genügen. Heute verdient ein deutscher Hochschullehrer das Zwölfwache seines oft nicht minder qualifizierten russischen Kollegen und ein deutscher Rentner erhält gar das Dreißigfache eines russischen Rentners. Solche Steilhänge, von Gefälle kann ja wohl nicht mehr die Rede sein, sind in einer Schicksals- und Lebensgemeinschaft nicht erträglich.

Leichter dürfte uns die Schaffung einer Kulturgemeinschaft fallen, obgleich auch sie sich nicht quasi von selbst einstellt. Anders als im Bereich von Wirtschaft und Sozialem können wir hier aber auf einem ungemein reichen Erbe aufbauen. Die europäische Kultur ist ein belastbares Fundament. Aber sie ist eben nur ein Fundament, von dem aus weitergebaut werden muss, um ein wohnliches Haus zu errichten. Was beispielsweise soll den Kindern in St. Petersburg, Hamburg und Dublin in der Schule beigebracht werden? Was soll ihnen über unsere gemeinsame europäische Geschichte gesagt werden und welche Sprachen sollen

sie lernen? Jedes Kind, so die bildungspolitische Forderung, soll künftig mindestens zwei Fremdsprachen beherrschen. Die Europäer dürfen gespannt sein, ob sich hierunter auch eine osteuropäische finden wird.

Und schliesslich soll Europa zu einer Wertegemeinschaft erblühen. Dahinter steht die richtige Erkenntnis, dass eine Gemeinschaft, die keine gemeinsamen Werte hat, nicht von Dauer ist. Die Gelegenheit zur Schaffung einer solchen Gemeinschaft ist günstig wie nie. Nach langer Zeit haben die Europäer nicht mehr klare Feindbilder im Kopf, wenn sie einander begegnen. Für die Deutschen gibt es schon lange keinen französischen Erbfeind und kein perfides Albion mehr und nunmehr zerfällt Europa auch nicht länger in ein Reich der Guten und eines der Bösen. Unsere Gegenüber sind keine Klischees mehr, sondern richtige Menschen mit allen ihren Irrungen und Wirrungen. Das macht sie aber, zumindest vorübergehend, noch unvertrauter und rätselhafter. Werden die Europäer wechselseitig versuchen, diese Rätsel zu lösen? Das nämlich ist die Voraussetzung, damit ihre Ideen, Sicht-, Empfindungs- und Verhaltensweisen und letztlich ihre Werte miteinander in Einklang kommen.

Frontal gefragt: Will der Osten den Westen verstehen, will er auf ihn eingehen und in ein Stück weit verinnerlichen? Oder kurz: Will der Osten verwestlichen? Hierfür spricht vieles, auch wenn nichts dafür spricht, dass die Menschen in Kursk oder Kasan eines Tages so leben werden und leben wollen die Menschen in Hamburg oder Paris. Aber will auch der Westen ein Stück weit veröstlichen? Will er östliche Sicht-, Empfindungs- und Verhaltensweisen in sich aufnehmen oder zumindest konstruktiv tolerieren? Und zwar nicht nur Werte des "alten Rußlands", sondern auch Werte des jahrzehntelang in Mittel- und Osteuropa praktizierten Sozialismus. Denn auch dieser hatte und hat seine Klientel. Machen wir uns nichts vor: In Mittel- und Osteuropa ist mancher kommunistische Diktator im nachhinein demokratisch legitimiert worden und in unserer Bundeshauptstadt ist man gerade dabei, die Nachfolger der SED nicht nur zu rehabilitieren, sondern mit Regierungsgewalt auszustatten.

Offenbar hat die Vorstellung getrogen, dass die sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung wider die Natur *aller* Menschen war. Vielmehr war sie nur wider die Natur dynamischer, schöpferischer, eigenverantwortlicher und individualistischer Menschen. Sie kam jedoch jenen entgegen, die gerne geführt werden. Und das sind nicht wenige. Auch hier sollten wir uns keinen Illusionen hingeben: Die Wertewelt dieser Gruppe könnte früher oder später in erheblichem

Maße Geltung beanspruchen. Werden wir auch dann noch willig dem Gedanken der europäischen Identität folgen?

Was aber ist, wenn wir nicht dergestalt zu Europäern werden, sondern die einen weiterhin ihr Europa im Westen und die anderen ihres im Osten haben? Was ist, wenn auch noch in 20 oder 30 Jahren im Westen ein Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukt erwirtschaftet wird, das dreimal oder auch viermal so groß ist wie das im Osten? Wir Deutschen sind ja in den zurückliegenden Jahren in diesem Punkt besonders sensibilisiert worden. Versucht man die wirtschaftliche Annäherung auf deutsche Art, dann bedeutet das, dass die Stärkeren den Schwächeren etwa 20 Jahre lang ungefähr 4 Prozent aller von ihnen erwirtschafteten Güter und Dienste zur Verfügung stellen, damit sich das Wirtschaftsgefälle von 3 zu 1 auf rund 4 zu 3 abflacht.

Werden die Westeuropäer gegenüber den Osteuropäern ein ähnliches Identitätsbewusstsein aufbringen wie die Westdeutschen gegenüber den Ostdeutschen und sich entsprechend verhalten? Ich bezweifle das. Als ich unlängst auf einer europäischen Wirtschaftskonferenz in Großbritannien diese Frage aufwarf, erteilte ich von den ansonsten recht weltläufigen britischen Gastgebern nur entgeisterte Blicke. 4 Prozent ihres Bruttoinlandsproduktes? Nie. Allenfalls ein Fünftel hiervon und auch das nur unter großen Vorbehalten. Die gesamteuropäische Solidarität hält sich also bislang in engen Grenzen. Allen ist das nationale Hemd noch näher als der europäische Rock. Deshalb wird es wohl auf absehbare Zeit dabei bleiben, dass es sich an der Elbe, der Seine oder der Themse angenehmer lebt als an der Weichsel geschweige denn der Wolga.

Wird das die Beweglichsten, die Jungen, Gut-Ausgebildeten, motivieren, von Ost nach West zu wandern? Eine solche Wanderung läge in Niemandes Interesse. Zwar würde der Westen kurzfristig hiervon profitieren. Aber zu welchem Preis? Die Entwicklungschancen des Ostens würden weiter gemindert. Das alles lässt sich derzeit in Deutschland wie in einem Großversuch studieren. Die ostdeutschen Bundesländer unternehmen geradezu verzweifelte Versuche, die Abwanderung ihrer Besten zu verhindern. Die Erfolge sind mäßig.

Brücken zwischen den beiden Europas zu schlagen, ist offenkundig nicht leicht. Die Osterweiterung der Europäischen Union wird alle auf eine harte Probe stellen. Aber so ist das nun einmal in einem Kontinent, der einerseits so klein ist, dass Identität entsteht, und andererseits so groß ist, dass diese Identität vielgestaltig und durch Jahrhunderte erheblich gebrochen ist. Europäer haben es da

schwerer als Nordamerikaner oder Australier, aber auch Chinesen und vielleicht selbst Inder. Der frühere Bundespräsident Heinemann stellte einmal fest, dass es einfache und schwierige Vaterländer gäbe und Deutschland ein schwieriges sei. Gleiches gilt für Europa.

Doch ehe wir uns der Riesenaufgabe der Schaffung und Festigung gesamteuropäischer Identität widmen, müssen wir hier im Westen unsere Hausaufgaben zum Abschluss bringen. Zwar sind wir in den zurückliegenden Jahrzehnten ein gutes Stück voran gekommen, aber wir sind noch längst nicht am Ziel. Mitunter beschleicht einen sogar das Gefühl, als werde der Weg immer mühsamer und steiler. Überall drängen erneut nationale Interessen und Egoismen in den Vordergrund und alle - auch wir Deutschen - versuchen unsere Schäfchen ins Trockene zu bringen. So ist es ein Armutszeugnis, wenn die Europäische Union bis heute nicht in der Lage ist, den Balkan diplomatisch und militärisch zu befrieden, sondern hierfür der Hilfe des großen Bruders bedarf. Der Grund für die europäische Unfähigkeit ist weder militärische noch wirtschaftliche Schwäche noch diplomatisches Unvermögen. Der Grund ist einzig fehlende politische Einmütigkeit.

Umso gespannter dürfen wir auf die Zukunft des Euro sein. Was sich hier zwölf Länder vorgenommen haben, grenzt ans Tollkühne. Funktioniert die gemeinsame Währung, würde zunächst die Europäische Union und etwas später ganz Europa auf eine Ebene der Identität katapultiert, wie sie in der bisherigen Geschichte unbekannt war. Der Begriff "Europäer" bekäme einen neuen, strahlenden Glanz. Scheitert hingegen die Aktion, würde vermutlich auch die Europäische Union schwersten Schaden nehmen und weit hinter das zurückfallen, was sie heute ist. Das lässt uns keine Wahl. Wir Euroländer sind zum Erfolg verurteilt, ob wir die neue Währung nun mögen oder nicht. Einer der ersten Europäer, Alexander der Große, ließ die Boote verbrennen, um seinen Truppen den Rückzug unmöglich zu machen. Heute in drei Wochen verbrennen wir unsere Währungen und ein Rückzug ist dann ebenfalls extrem schwierig. Wir müssen voran auf dem Weg zur europäischen Identität. Alle anderen Wege sind von nun an versperrt. Uns allen viel Glück!